

mit den Herausgebern bei den beiden Antworten belassen, die sich ergeben, wenn man »im Überblick der Analysen, die von den Autoren der 23 Beiträge gemacht worden sind) nach den Ergebnissen fragt« (S. 10); mit den Herausgebern kann man ohne Bedenken die beiden folgenden Feststellungen treffen: Einmal: »Es zeigt sich tatsächlich, daß keine Pädagogik ohne eine vorausgesetzte Metaphysik auskommt. Allerdings wird sie manchmal bestritten, bleibt unbewußt und wird nicht reflektiert.« Sodann: »Je deutlicher die Problematik der Notwendigkeit metaphysischer Voraussetzung bewußt wird, desto eher wird auch die darin enthaltene Gefahr erkannt« (S. 10).

Aber das hervorstechend Charakteristische an den genannten Analysen ist, sofern die Grundlegungsproblematik in ihnen überhaupt nachdrücklich, also mit Interesse, ins Auge gefaßt und darüber hinaus reflektiert wird (siehe S. 39f., 62, 81, 89 und 114, 123, 125, 129, 139 und 141f., 154, 172f., 202f., 217f., 224, 244–246, 277f., 293, 316, 347, 375, 394, 414, 435, 456, 469, 507, 515 und 546), doch zugleich darin zu erblicken, daß die Autoren bei aller Kenntnis der von ihnen behandelten Klassiker der Pädagogik zur Frage nach einer vorausgesetzten Metaphysik möglichst auf Distanz bleiben? Der katholische Theologe hat – doch wohl legitimerweise – Mühe, sich des Eindrucks zu erwehren, daß Begriffe wie Metaphysik, Offenbarungsglaube, Religion und auch Grundlegung von den Autoren der Beiträge vermieden oder nur verschämt gebraucht werden, um ja nicht in den bösen Verdacht des Fundamentalismus zu geraten. Sind in der Gegenwart denn einzig und allein nur noch »die Gefahren des ›Fundamentalismus‹ ... unübersehbar« (S. 11)? Wie will die Pädagogik auf *dieser* Vernunftbasis, also ohne ihre anthropologische »Geschäftsgrundlage« (S. 8) – und diese Frage hat Marian Heitger selber gestellt –, zur hilfreichen Wirksamkeit gegenüber dem lebendigen Menschen gelangen? Ist in dieser Pädagogik, die ganz bewußt im rein Formalen verbleibt, um ja nicht des Fundamentalismus angeklagt zu werden, nicht doch eine zwar humanwissenschaftlich abgestützte, aber philosophisch nur ansatzweise verbrämte und darum immer gesellschaftlichem Druck ausgesetzte Utopie am Werk, die gegenüber jeder Ideologie zur Machtlosigkeit verurteilt ist? *Josef Rief*

SUSANNA SCHMIDT: »Handlanger der Vergänglichkeit«. Zur Literatur des katholischen Milieus 1800–1950. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1994. 228 S. Kart. DM 68,-.

Kein geringerer als Jakob Grimm attestierte in seinem 1854 erschienenen epochalen »Deutschen Wörterbuch« der protestantischen Dichtkunst eine eindeutige Überlegenheit gegenüber der katholischen Literatur. Die vorliegende Studie – 1991/92 als philologische Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität von München eingereicht und von Wolfgang Frühwald betreut – nimmt dieses Verdikt als Ausgangspunkt zu einer gründlichen Untersuchung über die »katholische Literatur« des deutschen Sprachraums in der Zeit von 1800 bis 1950. Im Gegensatz zu der einer vergleichbaren Problematik gewidmeten Untersuchung von Jutta Osinski (Katholizismus und deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, Paderborn 1993; vgl. die Besprechung im Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 14, 1995, S. 324f.) zeichnet sich die vorliegende Arbeit vor allem durch zwei Merkmale aus: Wo Osinski »von außen« schreibt, nähert sich Schmidt ihrer Fragestellung »von innen«; wo Osinski vor allem an poetologisch-theoretischen Konzepten interessiert ist, kommt bei Schmidt der Betrachtung konkret entstandener Primärliteratur sehr viel mehr Raum zu.

Was ist das überhaupt, »katholische Literatur«? Mit der folgenden hilfreichen Klärung eröffnet Schmidt ihre Ausführungen: »Unter ›katholischer Literatur‹ wird in dieser Arbeit diejenige Literatur verstanden, die aus oder in Auseinandersetzung mit dem ›katholischen Milieu‹ entstanden ist, diesen als Adressatenkreis anspricht und auf einer tragenden Bedeutungsebene diesen Katholizismus bestärkt« (S. 14). Geprägt wurde dieses katholische Milieu durch drei Grundpfeiler: die als selbstverständlich akzeptierte Verfaßtheit der Kirche, das Festhalten an der Tradition und die Konzentration auf die Sakramente. Es bildete sich heraus als kritische Antwort, ja als Zurückweisung der Aufklärung. Diese erste Phase im »Spannungsfeld von Modernisierung und Tradition« steht folgerichtig auch im Blickpunkt des ersten Kapitels dieser Untersuchung. Gegen die Ausdifferenzierungen der modernen Gesellschaft setzen katholische Denker das Gegenbild einer Totalitätskonzeption, am eindeutigsten aufzeigbar in Schellings Spätphilosophie. In einer solchen ganzheitlichen Sicht von Wirklichkeit aber wird die Trennung zwischen einer rein immanenten und einer nur metaphysischen Weltsicht unmöglich. Vor allem Friedrich Schlegel entwickelte in seiner Symbolik eine Vermittlung zwischen diesen Bereichen, die Schellings Totalitätskonzeption eine ästhetische Grund-

lage verschaffte. Katholisches Literaturprinzip war dabei nie eine elitäre Autonomieästhetik, sondern stets das Ideal einer »Literatur für alle« (S. 14). So verstand Schlegel Symbolik als an den Parabeln Jesu geschulte »Volks-Allegorie«, »in welcher sich hier der göttliche Geist, und die ewige Wahrheit, wie ein kindlich einfaches Gewand einschließt« (S. 51).

Nach diesen poetologischen Klärungen blickt Schmidt ausführlich auf die unterschiedlichsten Bereiche katholischen Literaturschaffens: auf die Lyrik – hier vor allem auf die Rezeption Friedrich von Spees im 19. Jahrhundert und auf Annette von Droste-Hülshoff und auf den aus der Legende erwachsenden katholischen Roman dieser Zeit. Dessen Hauptvertreter Christoph von Schmid, Ida von Hahn-Hahn oder Enrica von Handel-Mazzetti sind heute freilich allenfalls kenntnisreichen Spezialisten noch bekannt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erkannten einflussreiche Kreise das katholische Literaturdefizit, vor allem der um die neugegründete Zeitschrift *Hochland* versammelte Kreis um Karl Muth und der *Gral*-Bund um Richard von Kralik, verbunden in der antimodernistischen Zielvorstellung, dem »Anschluß der katholischen Literatur an die Heimatkunst« (S. 168). Im Werk von Gertrud von le Fort und Reinhold Schneider, aber auch in den unbekannteren Arbeiten Alfred Döblins nach seiner Konversion zum Katholizismus setzte sich der Typus der typisch katholischen Literatur bis in die vierziger Jahre hinein fort. Gemeinsam als Kennungszeichen verbindet alle Werke dieser Tradition neben der Frontstellung gegen den Liberalismus und dem Versuch der Aufrechterhaltung traditioneller christlicher Werte »die allegorische Konstruktion im Rückgriff auf den geistlichen Schriftsinn« (S. 207).

Spätestens mit den Fünfziger Jahren, so Schmidt, ist jedoch das typische katholische Milieu verschwunden und folgerichtig mit ihm auch die »katholische Literatur«. So könne im Blick auf die Gegenwart die »Frage nach einer »katholischen Literatur« nicht mehr gestellt werden« (S. 209). So überzeugend, glänzend recherchiert und ausgewogen formuliert auch die Ausführungen der Autorin im Hauptteil dieser Studie sind, so fragwürdig scheint doch dieser Ausblick über die Fünfziger Jahre hinaus. Ohne Frage ist die von ihr geschilderte Form der katholischen Literatur ausgestorben. Genauso, wie auch der Katholizismus als solcher in der Gegenwart weiterexistiert – uneinheitlicher, bunter, facettenreicher, weniger hierarchisch und amtskirchlich orientiert – genau so lebt auch die Tradition der »katholischen Literatur« fort, ebenfalls in veränderten, der Gegenwart angemessener Gestalt: vielgesichtig, indirekt, angedeutet, in Mischform. Die Transformationen hin zu dieser neuen katholischen Literatur, endlich befreit von der Last der ständigen Rückständigkeit, krampfhaften Apologetik und Gegenwartsfeindlichkeit ihrer Vorgängerin, wäre sicherlich eine eigene spannende Studie wert. Der Wert der vorliegenden Arbeit aber liegt darin, den nur wenig bekannten Weg der katholischen Literatur in unsere Gegenwart hinein differenziert aufzuzeigen. Georg Langenhorst

7. Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts

HERMANN JOSEF SIEBEN: Katholische Konzilsidee im 19. und 20. Jahrhundert (Konziliengeschichte, Reihe B: Untersuchungen). Paderborn: Ferdinand Schöningh 1993. XX, 432 S. Geb. DM 128,-.

Mit dem hier zu besprechenden Band führt der Autor seine verdienstvollen und gehaltreichen Studien über die katholische Konzilsidee bis in die neueste Zeit hinein weiter. Der Bogen spannt sich von einer Entwicklung, die durch eine ständige Abwertung des Konzils zugunsten der päpstlichen Unfehlbarkeit gekennzeichnet ist – welche dennoch gerade ein Konzil 1870 definierte – über die nachfolgenden Überlegungen hin zur neuen Konzilsicht Johannes' XXIII., dem Vaticanum II und den mit ihm zusammenhängenden, intensiven Diskussionen bis zum ökumenischen Gespräch der jüngsten Zeit. Den Ausgangspunkt bildet der Ex-Jesuit Giovan Vincenzo Bolgeni, der 1789, dem Jahr des Beginns der Französischen Revolution, in seiner Schrift über den Episkopat mit den Ausführungen zur bischöflichen Kollegialität Gedanken des Zweiten Vatikanischen Konzils vorwegnahm und über den man auch auf diesem kontrovers diskutierte (S. 7–35). War die Haltung Bolgenis mit seiner Aufwertung des Episkopates durch die Abwehr des Jansenismus in der Spielart des Richerismus bestimmt, der die Pfarrer in den Mittelpunkt stellte, so kreisten die folgenden Arbeiten häufig um den Stellenwert des Dekretes »Haec Sancta«, das man mit Blick auf die päpstlichen Prärogativen immer mehr abwertete.